
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE

VERZEICHNISS DER DOCTOREN,

WELCHE

DIE PHILOSOPHISCHE FACULTÄT

DER

KÖNIGLICH WÜRTTEMBERGISCHEN EBERHARD-KARLS-UNIVERSITÄT

IN TÜBINGEN

IM DECANATJAHRE 1858—1859

ERNANNT HAT.

NEBST EINER ABHANDLUNG

ÜBER

DEN MYTHUS VON DEN FÜNF MENSCHENGESCHLECHTERN BEI HESIOD

UND

DIE INDISCHE LEHRE VON DEN VIER WELTALTERN

VON

DR RUDOLF ROTH.



TÜBINGEN,

GEDRUCKT BEI L. FR. FUES.

1860.

1864, Dec. 9.

$0. 25.

Salisbury Fund.

Zu Doctoren der Philosophie und Magistern der freien Künste hat die philosophische Facultät unter dem Decanat des Professors Dr R. ROTH ernannt:

1858.

LEANDER ANDREAS DITSCHEINER in Wien. 28 Juni.

PETER REINHOLD GRUNDEMANN aus Bernstein. 28 Juni.

KARL THEODOR SENGEL aus Heilbronn. 2 Juli.

ROBERT KERN aus Crispenhofen, Candidaten der Theologie. 18 Juli.

HERMANN MÖGLING aus Güglingen, Missionar in Merkara, Ostindien. Honoris causa. 19 Juli.

GEORGE VANCE SMITH aus Portarlington. 23 Juli.

WILHELM HERTZ aus Stuttgart. 2 August.

WILHELM HOFFMANN aus Winnenden, Candidaten der Theologie. 25 August.

OTTO BÖCKLEN aus Weinsberg. 20 October.

WILHELM ROUDOLF aus Trier, Lehrer am Gymnasium zu Neuss. 1 November.

ANTON BIRLINGER aus Wurmlingen, Candidaten der Theologie. 9 December.

FRIEDERICH OETKER aus Rehren. 14 December.

MORITZ BAUR aus Ulm. 20 December.



1859.

August Preuner aus Oehringen, Candidaten der Theologie und Philologie. 2 Januar.

Johannes Falke aus Ratzeburg, Secretär des germanischen Museums in Nürnberg. 2 Januar.

Wilhelm Wiedmayer aus Moudon. 20 Januar.

Ad. Friederich Hauck in Fürth. 25 Januar.

Bernhard Hückel aus Hatten. 27 Januar.

Joseph Bachrich aus Unghvar. 3 März.

August Dietzsch aus Hofen, Candidaten der Theologie und Philologie. 9 März.

Julius Waldemar Grosse aus Erfurt. 24 März.

I. DER MYTHUS VON DEN FÜNF MENSCHENGESCHLECHTERN.

Hesiods Werke und Tage. V. 106—201.

Willst du, so werd' einen anderen Spruch ich, schön und mit Kunst, dir
Nun anheben, — und du fass dir mein Wort zu Gemüthe! —
Wie gleichartig entsprosst sind Götter und sterbliche Menschen.

I. Anfangs machten das goldne Geschlecht hinfälliger Menschen
Die Unsterblichen, welche olympische Häuser bewohnen.
[Diess sind Kronos Genossen, als er in dem Himmel regierte.]
Gleich wie Götter so lebten sie, frei das Gemüthe von Sorgen,
Sicher vor Mühen und Ungemach; selbst die Schwäche des Alters
Kannten sie nicht; stets gleich in Kraft an Händen und Füssen
Hatten sie Freuden des Mahls, und fern lag jegliches Uebel.
Wie vom Schlummer bewältigte schieden sie hin; sie besassen
Allerlei Gut, freiwillig ertrug das ergiebige Saatland
Ihnen Getreid in Hülle und Fülle; und jene zufrieden
Trieben in Ruhe ihr Werk mit reichlichen Gütern gesegnet.
[Reich an Schafen und Ziegen, befreundet den seligen Göttern.]

Nun nachdem diess erste Geschlecht von der Erde bedeckt ist,
Sind sie Dämonen geworden, so wollte des mächtigen Zeus Rath,
Treffliche, erdebewohnende Hüter der sterblichen Menschen,
Welche die Obhut haben des Rechts und der frevelen Thaten,

Gehend als luftige Gestalten in allen Gebieten des Erdreichs,
Wohlstand schenkend: ein fürstliches Amt ward ihnen beschieden.

II. Wiederum machten ein zweites Geschlecht, um vieles geringer,
Drauf das silberne jene Bewohner olympischer Häuser,
Weder an Anseh'n noch an Gesinnung dem goldenen ähnlich.
Sondern ein ganz Jahrhundert in Pflege der Mutter erwuchs da
Spielend im Hause der Eltern der Knab, ein thörichtes Kind stets.
Reifte er endlich heran und gelangte zur Blüthe der Mannheit,
Dann eine Spanne von Zeit nur lebte er unter den Nöthen
Eines verblendeten Thuns; denn nicht vor wilder Begierde
Konnten sie schonen einander, und nicht den Unsterblichen dienen
Mochten sie, noch an Altären der Seligen Werke verrichten,
Wie es den Menschen Gesetz und Sitte ist. Darum im Grimme
Schaffte sie Zeus hinweg, weil sie den seligen Göttern,
Die den Olympos besitzen, die schuldigen Ehren versagten.

Nun nachdem auch dieses Geschlecht von der Erde bedeckt ist,
Heissen sie selige Todte der Tiefe; die zweiten im Range
Sind sie; aber auch so folgt ihnen noch Ehre im Tod nach.

III. Weiter erschuf ein drittes Geschlecht hinfälliger Menschen
Zeus, das eherne, welches in nichts dem silbernen gleich war.
Furchtbar war's mit der Lanze, gewaltig; sie trieben des Kriegsgotts
Traurige Arbeit und Unthat; nicht von den Früchten des Ackers
Assen sie, unbeugsam war ihr Sinn wie das härteste Eisen;
Unnahbare — und mächtig an Kraft, und furchtbare Hände

Ragten hervor aus den Schultern an kräftig gedrungenen Gliedern.
[Ehernes Kriegszeug hatten sie nur und eherne Häuser,
Schafften mit ehrnem Geräth; nicht gab es das dunkele Eisen.]
Und so stiegen sie auch mit eigenen Händen bezwungen
Nieder in's finstere Haus der Verwesung zum schaurigen Ades,
Ruhmlos; denn wie entsetzlich sie waren, es raffte der schwarze
Tod sie hinweg — und sie schieden vom strahlenden Lichte der Sonne.

IV. Nun nachdem auch dieses Geschlecht von der Erde bedeckt ist,
Machte ein anderes, viertes, das nährende Land zu besitzen,
Zeus der Kronide, gerechter und besser als jene gewesen,
Jener Heroen erhabnes Geschlecht, Halbgötter geheissen,
Die in der Zeit vor uns die unendliche Erde bewohnten.
Diese verdarb unseliger Krieg und furchtbare Schlachten —
Im kadmeischen Land vor der siebenthorigen Thebe
Streitend die einen um Heerdenbesitz, den Oedipus nachliess;
Andere führte in Schiffen der Kampf fort über die Meerfluth
Vor die troische Stadt der lockigen Helena wegen.
Dort hat manchen ereilt des Lebens dunkeles Ende,
Anderen schenkte, getrennt von der Menschheit, Leben und Wohnsitz
Zeus der Kronide und siedelte sie an die Enden der Erde;
Fern von den Ewigen auch; sie haben den Kronos zum König.
Und so wohnen sie dort, sorglos in Ruhe der Seele
An des Okeanos wirbelnder Fluth auf der Seligen Inseln
Die glückselgen Heroen, und Frucht wie Honig an Süsse
Dreimal sprossend im Jahr trägt ihnen ergiebiges Saatfeld.

V. Hätte doch ich nicht länger zu leben im fünften Geschlechte!
Wär' ich eher gestorben nur, oder auch später geboren!
Denn das heut'ge Geschlecht ist das eiserne. Weder am Tage
Werden sie ruhen von Mühe und Kümmerniss, noch bei der Nacht je,
Sich aufreibend. Und schwereren Gram noch senden die Götter!
Doch auch so wird immer dem Uebel ein Gutes gemischt sein.

Zeus wird tilgen auch dieses Geschlecht hinfälliger Menschen,
Wann das eben geborene Kind an den Schläfen ergraut ist.
Nicht wird billig der Vater dem Sohn sein, Söhne dem Vater,
Nicht wird der Gast dem gastlichen Wirth, der Genoss dem Genossen,
Nicht ein Bruder dem Bruder mehr lieb sein, wie es zuvor war.
Und sie werden verachten die frühe gealterten Eltern,
Werden sie schelten und keifen mit heftigen Worten,
Schändliche, nicht des Gerichtes bewusst, noch weniger mögen
Sie entrichten den Dank den kraftlos werdenden Eltern;
Leute des Faustrechts — werden einander die Städte verheeren.
Nichts wird gelten der Mann, der wahr schwört, noch der Gerechte
Oder der Tüchtige, sondern den Unheilstifter und Frevler
Werden sie ehren; der Hand ist das Recht fremd, heilige Scheu ist
Nirgends zu finden; beschädigen wird der schlechte den bessern
Mit unredlichem Worte beschwatzend und schwörend den Meineid.
Uebles Geschrei aufregend und schadenfroh hässlichen Blickes
Hängt sich der Neid an die Schritte der unglückseligen Menschen.
Alsdann zu dem Olymp, vom räumigen Boden der Erde
Werden entflieh'n, die herrlichen Leiber in weisse Gewänder
Hüllend, empor zu den Schaaren der Götter, vom Menschen gewendet,

Scheu und Gewissen; zurück wird bleiben die Noth und der Jammer
Hier den sterblichen Menschen, und nichts wird wehren dem Uebel.

Es liegt ein eigener Reiz in der Betrachtung der Mythen, durch welche das Alterthum seine Gedanken über Anfang, Entwicklung und Ende der Menschheit ausgedrückt hat. Uns, die wir durch eine lange Reihe von Jahrhunderten von jenen alten Sehern und Dichtern getrennt sind, erscheint es als ob sie an den Anfängen der Geschichte stünden, *a diis recentes* wie Seneca sagt, und wir suchen in ihren Philosophemen Erinnerungen aus dem Kindesalter der Menschheit, zu welchem uns keine Geschichte zurückführt, das aber jenen nicht allzuferne zu liegen scheint.

Und doch wie ganz anders sehen die Verfasser dieser Mythen die Stellung ihrer Zeit an! Ich rede hier nicht von Hesiod allein, sondern von allen jenen, zum Theil weit älteren Sagen und Lehren über goldenes Alter oder Paradies, über Menschengeschlechter und Weltperioden, deren Spuren wir überall finden, wo ein tieferes Denken über Gott und Welt wach geworden ist. Da ist keine, in welcher nicht die Klage wiederklänge über entschwundenes Glück und Frömmigkeit, über Verderbniss der Gegenwart und die Ahnung eines nahen Endes dieser Ordnung der Dinge. Also nicht an dem Anfang, sondern am Ende der Menschengeschichte meinten jene Sänger und Propheten zu stehen.

Man würde aber gewiss nicht im Geiste dieser Männer urtheilen, wenn man, um die Wahrheit ihrer Anschauung und ihrer Weissagung zu retten, unter dem Ende, das sie herankommen sehen, nur den Untergang der sie selbst umgebenden Ordnung, ihrer nationalen Welt denken wollte.

Hesiod zum Beispiel hat mit dem fünften Männergeschlecht, unter welchem zu leben ihm beschieden war, nicht blos seine Volksgenossen, sondern die ganze ihm bekannte Menschenwelt gedacht. Seine Weissagung ist allerdings dem Wortlaut nach wahr geblieben; da nicht eingetreten ist, was er als Anzeichen des Endes gibt, dass Kinder grauhaarig geboren werden, d. h. dass die menschliche Lebenskraft auf's äusserste erschöpft, das Kind schon Greis ist; aber es wäre die ganze Haltung und die Kraft seiner Rede von der weiteren Entwicklung des eisernen Geschlechts nicht erklärlich, hätte er nicht den sittlichen Verfall bereits einbrechen und die Vorboten des Endes herannahen sehen. So ist auch V. 175 nicht etwa so zu verstehen, dass der Dichter wünschte mit dem vierten Geschlecht der Heroen gelebt zu haben, denn dieses Geschlecht ist ihm eine ganz andere Schöpfung, sondern er wünscht in einer früheren besseren Periode des Geschlechts geboren zu sein, weil er jetzt dessen Verfall schon mitleiden muss.

Alle solche Mythen gehen von zwei Thatsachen aus: von der Erfahrung der Gottentfremdung und Sündhaftigkeit des gegenwärtigen Geschlechts und von der Gewissheit, dass die Menschheit in ihren Anfängen der Gottheit befreundet und nicht sündig gewesen sei. Und gesucht wird der Uebergang vom Anfang zum Ende. Die Anordnung und Schilderung der Zwischenstufen ist Sache des Dichters, welcher dabei andere Mythen oder geschichtliche Theorien einweben kann.

Der Dichter des griechischen Mythus, welchen Hesiod, oder wer sonst diese Episode verfasst haben mag, nacherzählt, hat diesen Rahmen in so eigenthümlicher Weise ausgefüllt, dass darin der besondere Werth des Gedichts aber auch die Schwierigkeit seiner Erklärung liegt. Die griechischen und römischen Nachahmer Hesiods halten nur den Grundgedanken fest und schwächen ihn ab zu einer regelmässigen Stufenfolge des Verfalls.

In derselben Form bewegt sich der indische Mythus von den vier Weltaltern.

Der alte griechische Mythus dagegen, welcher ganz andere Elemente in sich aufgenommen hat, kennt eine Stufenfolge dieser Art nicht. Um mit dem Aeusserlichen desselben zu beginnen, so hat die Benennung der Geschlechter nach Metallen nicht blos alten Poeten und Scholiasten zu der geschmacklosen Auffassung Anlass gegeben, als ob jene Menschen aus diesen Stoffen gemacht seien, sondern auch die neueren Erklärer fast alle irregeführt. Man findet nur bei G. F. Schömann (Opuscula academica 2, 316) die ganz nahe liegende richtige Deutung. Der gewöhnliche Irrthum ist, dass die Metalle ein Bild der Zustände oder Eigenschaften der nach ihnen benannten Geschlechter seien; Gold also bedeute, um die Worte L. Prellers (Griechische Mythologie 1, 60) zu gebrauchen, strahlenden Glanz des Lichtes, Glück, Seligkeit, Liebe; Silber scheine in dieser Ideenverbindung Geld, Reichthum, Wohlleben zu bedeuten, — eine sehr zweifelhafte Symbolik, die überdiess den Charakter des zweiten Geschlechts gar nicht ausdrücken würde. Das dritte Geschlecht heisse das eherne, weil alles bei ihnen von Erz war. Und doch soll das Geschlecht aus Eschenholz geschaffen sein! Warum ist es nicht lieber auch aus Erz geschaffen? Es würde ja viel richtiger das eschene genannt. In der Auffassung der Worte ἐκ μελιᾶν V. 145 glaube ich übrigens der Ansicht Göttlings (in der Ausgabe) folgen zu müssen, namentlich deshalb, weil bei keinem der Geschlechter ein Stoff genannt ist, aus welchem sie von den Himmlischen gebildet wären; am wenigsten aber sollte derjenige in der hergebrachten Weise übersetzen, welcher die Verse 150 und 151 für ächt hält *). Mir scheinen diese beiden Verse eine Zuthat her-

*) Dass Apollonius diese Menschen für ehern hält und sie dennoch aus Eschen entsprungen sein lässt; dass Virgil von einer *gens virum truncis et robore nata* spricht

vorgegangen eben aus der irrthümlichen Auffassung der Benennungen: weil das Geschlecht das eherne heisst, so ist bei ihm alles von Erz. Das vierte Geschlecht, die Heroen, erscheint, wenn auf die Namen so grosses Gewicht gelegt wird, um so mehr als Eindringling; dasselbe gehöre, sagt Preller, offenbar nicht ursprünglich in diesen Zusammenhang. Man wird aber gestehen müssen, dass ein Ueberarbeiter des Mythus seine Zuthat gewiss der Form des Ganzen besser angepasst hätte. Das Eisen endlich soll die harte Arbeit bezeichnen. Das dürfte den Begriffen der neuesten Zeit vom Gebrauch des Eisens entsprechen, schwerlich aber der Anschauung des hohen Alterthums, welches im Eisen das Mordwerkzeug sieht; gerade dieser Gedanke ist aber in der Beschreibung des Geschlechts kaum von Ferne berührt.

Man wird bei diesen Versuchen, wie man dieselben auch im Einzelnen wende und begründe, niemals durchreichen, sondern schon beim zweiten Geschlecht die Erklärung schuldig bleiben. Weil denn mehrere dieser Metallnamen theils gar nicht, theils nur schlecht zu den geschilderten Zuständen passten, andere aber ganz gut zu passen schienen, wie Gold und Erz, so wollte man daraus schliessen, dass diese Namen im ursprünglichen Mythus nicht ebenso vorhanden gewesen sein können, wie wir sie bei Hesiod finden, sondern nur durch eine ungeschickte Verschmelzung und Ergänzung verschiedener Mythen in dieser Weise zusammengestellt worden seien (Rhein. Museum N. F. I, 532). Alle Schwierigkeit aber hebt sich, wenn man in der Benennung nach Metallen nichts weiter sucht als den bild-

---

und andere Dichter ähnliche Bilder brauchen; dass bei Homer Penelope scherzend zu Odysseus sagt: nenne mir dein Geschlecht, denn du bist doch nicht aus einer alten Eiche oder aus einem Felsen her — das alles kann für die Erklärung der Stelle gewiss nicht entscheidend sein. Wie unsicher die Scholiasten über den wirklichen Sinn der Worte waren, zeigen ihre Erklärungen zur Genüge.

lichen Ausdruck einer Reihenfolge. Anstatt zu zählen: das erste, das zweite Geschlecht wendet die Bildersprache des Mythus die Ordnung der Metalle nach ihrer Werthschätzung an und sagt: das goldene, das silberne Geschlecht. Darnach ist also auch zu übersetzen: die Götter machten das goldene Geschlecht, das unter dieser Bezeichnung bekannte, nicht: ein goldenes Geschlecht und so fort.

Bemerkenswerth ist, dass die Benennungen der vier Alter des indischen Systems auf ganz analoge Art geschöpft sind, wie weiterhin gezeigt werden wird. Und zum Beleg dafür, dass eine solche Classifizierung durch Entlehnung von Namen aus einer anderen bestehenden Ordnung gangbar gewesen ist, lassen sich auch die Bezeichnungen der acht Formen von Eheschliessung anführen, welche in den indischen Ritualen und Gesetzbüchern aufgestellt werden. Sie heissen: die brahmische, die göttliche, die der Pradschâpatis, die der Rischis u. s. w., womit nicht angedeutet werden soll, dass nach der einen Form Brahman, nach der anderen die Götter oder die Rischis u. s. w. heirathen, was abgeschmackt wäre; sondern es wird lediglich die Reihenfolge jener Heirathsformen nach ihrem Werth vor dem Gesetz anstatt mit Zahlen mit den Namen, welche einer herkömmlichen Rangordnung der übermenschlichen Wesen entnommen sind, bezeichnet; ebenso gut könnten sie die goldene, silberne u. s. w. heissen.

Sämmtliche fünf Geschlechter sind nach der Auffassung des Dichters gleichartig, sie sind Menschen; aber darin liegt ein Unterschied, dass die Männer des ersten und zweiten Geschlechts nach ihrem Tod durch den Willen des Gottes zu unsterblichen Geisterwesen gemacht werden. Wenn dagegen von den Heroen und zwar nur von den wenigen unter ihnen, welche in den Kämpfen um Thebä und Ilion dem Todesgeschick entgiengen, gesagt wird, dass sie auf die Inseln der Seligen versetzt wurden, so bleiben sie

dabei dennoch Menschen. Sie sind nicht gestorben, aber sie sind auch nicht zu Wesen einer höheren Art geworden; und dieses besondere göttliche Geschenk ist nur Ausnahme. Und wenn die Heroen nach ihrer Entrückung aus dem Kreis der Menschheit ein ähnliches glückliches Leben geniessen, wie es den Männern des goldenen Geschlechts von Anfang an und auf der Erde zu Theil ward, so kann man darin wohl eine Nachbildung der goldenen Zeit, nicht aber eine unzulässige völlige Wiederholung der Vorstellungen sehen, aus welcher man schliessen dürfte, dass beide Schilderungen ursprünglich verschiedenen Mythen angehört hätten *).

Man wird also die ganze Reihe am richtigsten in die beiden Abtheilungen zerlegen, dass man das goldene und das silberne Geschlecht auf die eine, die drei übrigen auf die andere Seite stellt.

Dass der Dichter in seinem kurzen Vorwort den Mythus als einen solchen einleitet, in welchem über dem verwandten Ursprung von Göttern und Sterblichen gehandelt werden solle, kann auffallen, da von Göttern nirgends die Rede ist. Göttling sagt, Götter und Menschen haben, nach dem bekannten pindarischen Wort: ἐκ μιᾶς πνέομεν ματρὸς ἀμφότεροι zur gemeinsamen Mutter die Erde, und zur Erde gehören ja auch die Metalle. Von dem Ursprung der Menschen oder der Götter aus der Erde ist aber mit keinem Wort geredet, sondern im Gegentheil von einer Erschaffung der Menschen durch die Götter, und die Ansicht, dass die Geschlechter aus den Metallen gemacht seien, kann ja kaum ernstlich aufgestellt werden. Warum sollte man aber unter Göttern nicht Dämonen verstehen können? Es ist ja bekannt, wie die beiden Bezeichnungen namentlich in älterer Zeit vertauscht

*) F. Bamberger im Rhein. Museum N. F. I, 532, wo die Hauptsachen des Mythus am richtigsten erklärt sind, aber mit Unrecht gelehrt wird, dass die beiden ersten Geschlechter mit den drei folgenden ursprünglich nicht zusammengehört haben.

werden, wie die δαίμονες nach NÄGELSBACHS Worten (nachhomerische Theologie S. 111) an vielen Stellen genau das sind, was die θεοί sind. Der Mythus handelt also allerdings von dem verwandten Ursprung gewisser Götter — nicht der Götter — und der sterblichen Menschen, wenn er von zwei Götterclassen zeigt, dass sie nichts anderes sind als in Geister umgewandelte Menschen.

Freilich ist gerade diese Dämonenlehre von den Auslegern mit argwöhnischem Auge betrachtet: davon wisse Homer nichts, bei ihm liege vielmehr den Göttern das Geschäft ob, welches hier den Dämonen gegeben sei; die Lehre scheine aus dem Orient hereingebracht; aus welchem Orient, da er doch gross und verschiedenartig ist, wird nicht gesagt. Indessen wird wenigstens die Aechtheit der Stelle nicht angetastet.

Sehen wir näher zu, in welche Stellung die Dämonenlehre zu der Folge der Geschlechter gesetzt ist, so finden wir den ganz natürlichen Gedanken, dass nur die ersten Geschlechter, die ersten Schöpfungen der Götter zu einer Verwandtschaft mit göttlichem Wesen erhoben werden konnten; er schliesst sich genau an den ganzen Kreis von Vorstellungen über jene ideale Urzeit an. — Das goldene Geschlecht bezeichnet die Zeit zufriedener Ruhe, ungestörten Glücks und kindlicher Einfalt auf Erden, die Zeit seligen Friedens zwischen Menschen und Göttern, auf welche nicht der griechische Dichter allein, sondern die weit älteren Sänger der Vedahymnen unter ihren Kämpfen und Mühen mit Sehnsucht zurückblickten, welche das Zendavesta im Mythus von Jima schildert, und die Edda als das Goldalter der Götter an den Anfang der Weltentwicklung stellt.

Als Einschiebung ist in der Beschreibung dieses Geschlechts V. 111 anzusehen, nicht nur, weil er zu V. 169, ohne ganz eigenthümliche Voraussetzungen, sich nicht reimen will, sondern auch darum, weil es keinen Him-

melsbeherrscher Kronos gibt, wenn es Olympier gibt, den Zeus und die Seinigen; die Olympier aber haben das goldene Geschlecht geschaffen.

Das silberne Geschlecht ist ein vollkommener Gegensatz zu dem goldenen, denn während die Trefflichkeit des ersten darin beruht, dass jene Männer im stets gleichen Vollgenuss ihrer Kraft die Leiden der Entwicklung des menschlichen Lebens und auch die Schmerzen seines Endes nicht schmeckten, ist das ganze Dasein der zweiten nichts anderes als Entwicklung, eine träge Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten, auf deren Beschwerden, nachdem sie endlich zu ihrem späten Ziel gelangt ist, nicht eine entsprechende Dauer des kräftigen Mannesalters folgt. Eine kleine Zeit nur leben sie als Männer, gegenseitig sich das Leben verbitternd. Es ist also ein mühseliges Wachsthum ohne Blüthe und Frucht. Und wenn es sich bei den Männern des goldenen Geschlechts so sehr von selbst versteht, dass sie im Gehorsam gegen die Götter, ihre Schöpfer, verharrten, dass der Dichter davon nicht einmal besondere Erwähnung thut *), so sind dagegen diese Schwächlinge kaum in den Besitz ihrer Fähigkeiten gelangt, als sie auch den Göttern Gehorsam und Ehre versagen. Jene lässt Zeus eines sanften Todes sterben, diese nimmt er im Zorn weg wie ein missrathenes Werk, das er nicht länger dulden will.

Der Dichter hat die Härte dieses Gegensatzes nicht verwischt und gemildert; er ist weit entfernt von dem Streben der Späteren, die Folge der Geschlechter zu einer Stufenreihe gestalten zu wollen, und gibt in diesem Stück, so viel wir sehen, unversehrt die ursprüngliche Fassung des Mythus wieder. Was soll aber dieser Gegensatz am Anfang der ganzen Reihe, das Bild der Unvollkommenheit und Verkehrtheit dicht neben der idealen

*) V. 120 fehlt in den Handschriften und ist nur aus einer Anführung bei Diodor von Sicilien 5, 66 in die Ausgaben aufgenommen.

Urzeit bedeuten? Es wäre ein offenbarer Irrthum, wenn man darin den Fall nach dem Paradies sehen wollte, denn es fehlt die Identität der Personen; aber es fügen sich alle Züge zu völligem Einklang, wenn wir den Gegensatz lichter und finsterer Dämonen als den auch in die Schilderung des irdischen Lebens der beiden ersten Geschlechter hereinspielenden Grundgedanken festhalten.

Der vorhesiodische Dichter des Mythus hat die Vorstellung von der Doppelheit des Geisterreichs auf ansprechende Art mit den Sagen und Philosophemen über die Geschlechter oder Epochen der Menschheit verwoben. Er hat damit nicht etwas Morgenländisches als fremde Zierrath eingeflochten, sondern er hat einen uralten, den indogermanischen Völkern gemeinsamen religiösen Glauben in eigenthümlicher Verbindung neu vorgetragen. Denn wenn irgend eine, so muss diese religiöse Anschauung von der vergleichenden Mythologie als durchgehend und fundamental bezeichnet werden. Nicht zum ersten Mal also wird hier unter Griechen von den Geistern gelehrt, sondern zum letzten Mal; dieser Glaube ist ihnen bis auf wenige Reste verloren gegangen, so wie sie den enge damit verknüpften Glauben an ein Fortleben seliger Geister im Himmel noch früher verloren haben. Und auch das ist jenen alten Anschauungen ganz entsprechend, dass Menschenseelen zu Geistern verklärt oder erhöht werden durch Kraft und Willen der Götter.

Der Gegensatz zwischen dem Reiche des Lichts und dem der Finsterniss ist aber für Hesiod nicht mehr in seinem ursprünglichen Umfang da, sondern abgeschwächt zu der Scheidung in überirdische, also wenigstens im Lichte wandelnde, und in unterirdische, also dem Dunkel der Tiefe angehörige Wesen. Jenen gibt er — auch in der entsprechenden Stelle V. 252 folgg., wo drei Myriaden solcher Geister gezählt werden — dasselbe Amt, welches nach den Lehren des Veda theils den seligen Geistern, den Vätern,

wie sie genannt sind, theils den Spähern (spaças), den Dienern des obersten Gottes zukommt, das Amt des Wachens und Segnens *); von diesen aber weiss er keine Bestimmung zu nennen. Vernichtet denkt er sie nicht, er könnte sie sonst nicht selig nennen. Es ist hier eine Lücke. Weil Hesiod ein Reich der Finsterniss nicht mehr hat, sondern das Dunkel nur in der Tiefe weiss, so kann er auch für die Geister der Finsterniss jene Wirksamkeit nicht beschreiben, welche ihnen vom höheren Alterthum gegeben war, dem Thun der Götter und dem frommen Streben der Menschen friedlich entgegenzutreten. Aber eben ein solches Treiben wäre die folgerichtige Fortsetzung dessen, was Hesiod vom irdischen Leben des zweiten Geschlechts erzählt; und so mag jene Lücke in einer älteren Form unseres Mythus ausgefüllt gewesen sein; während bei Hesiod nichts anderes mehr

*) Es stehen nicht still und schlummern nicht jene Wächter der Götter, die hienieden umgehen. Rigveda 10, 10, 8. — Eure Wächter sind sicher und untrüglich. 6, 67, 5. — Ihr reichet hinaus, Mitra und Varuna, über die weite Erde, über den hohen erhabenen Himmel; Wächter stellet ihr in Fluren und Menschenwohnungen und lasset unverwandt wachen (auch) über die, welche sich zu entziehen suchen. 7, 61, 3. — Wer selbst über den Himmel hinaus flöhe, der entränne nicht Varuna dem König; vom Himmel wandeln seine Wächter hieher; sie überschauen mit tausend Augen die Erde. Atharvaveda 4, 16, 4. (Aehnlich in den iranischen Religionsbüchern: Auf allen Höhen, auf allen Warten sitzen die Wächter den Mithra-Feind ausspähend, beobachtend; sich merkend diejenigen, welche stets Mithra befeinden, und ihre Wege überwachend, welchen (Weg) gerade die Mithra-Feinde und Reinheit-verderbenden Bösen einschlagen. Jasht Mithra 10.). — Diese Verehrung gilt heute den Vätern, die früher oder später hingegangen sind; die im Dunstkreis der Erde, oder jetzt eben unter rechtschaffenen Menschen sich aufhalten. Rigveda 10, 15, 2. — Sie mögen kommen, uns jetzt hören, uns segnen und beschützen. 5. — Sitzend im Schooss der Morgenröthen gebt Wohlstand dem sterblichen Verehrer; schenket ihr Väter den Söhnen von diesem Gut; spendet uns jetzt Nahrung! 7. — Gehet und kommet ihr Väter! hier steht das Opfer für euch mit Süssigkeit getränkt! Gebet uns erwünschte Güter und schaffet Wohlstand für alle unsere Leute! Atharva Veda 18, 3, 14.

zu finden ist als die Angabe, dass jenen gleichwohl Ehre nachfolge. Es ist auffallend, dass die meisten Erklärer keine Antwort auf die Frage suchen, wie denn denjenigen Ehre nachfolgen könne, die im Leben keinerlei Ehre erworben haben und von ihrem Schöpfer im Zorn weggenommen worden sind. Die Voraussetzung einer zwar widergöttlichen, aber doch übermenschlichen Wirksamkeit nach dem Tode, die nach den Anschauungen der Naturreligion im Vergleich zu der menschlichen Schwäche immer noch ein Ehrenamt ist, würde den Widerspruch erklären. Sie stehen in Ehren, wenn sie auch von der Erde keine Ehre mitgenommen haben; und selig können sie heissen nicht zum Ausdruck der höchsten Fülle eines himmlischen Glücks, sondern als die nach dem leiblichen Tod wirklich fortlebenden, nicht in schattenhaftem Dasein schwebenden, wie die im Haus des Ades; so wie bei den Römern das *divus*, und bei uns das Wort selig selbst ähnliche Abschwächungen erlitten haben.

Diese beiden Geschlechter zusammen bilden die Vorstufe, wir würden sie die vorgeschichtliche Menschheit nennen, welche dazu berufen wurde das Geisterreich zu füllen, nachdem ihre Zeit auf Erden abgelaufen war. Das dritte, vierte und fünfte Geschlecht aber stellen, in einem besonderen Kreise, die Epochen der geschichtlichen Menschheit dar; und zwar das erste derselben die Anfänge, das zweite den Höhepunkt und das dritte den Niedergang.

Diese Anfänge, also nicht überhaupt die Anfänge der Menschheit, welche hier wie anderswo eine Periode der Unschuld und des Glücks sind, sondern die Anfänge der zweiten Weltperiode, in welcher der Dichter selbst steht, in welcher das Todesloos für Alle und für immer gilt und durch die Gnade der Götter nur ausnahmsweise aufgehoben wird, schildert der Mythus als eine finstere Zeit roher Gewalt, des Kriegs aller gegen alle. Für den

Dichter, auch wenn er längere Zeit vor Hesiod gelebt hätte, lag ja zunächst rückwärts die Epoche des Heldenthums, von deren Thaten und Leiden das damalige Griechenland sagte und sang und mit welcher es durch tausend Fäden verknüpft war. Hinter dieser Zeit aber ist es dunkel, denn die Heroensage ist dem Griechen die älteste Geschichte; die vor den Heroen Lebenden sind also namenlose Männer; Männer der rohen Gewalt aber sind sie, da ja nach der Sage die Heroen in einer Welt gewaltiger Kräfte und Leidenschaften eintreten und sich Bahn brechen und noch genug des ungeschlachten Wesens, auch für das Urteil des Griechen, in die Zeit der Helden hereinragt. Im Vergleich zu dem Glanz und Ruhm der Heldenzeit ist also die vorangehende Epoche eine dunkle, aber furchtbare und gewaltige Zeit, die nachfolgende Epoche dagegen, wie die Gegenwart auch bei Homer angesehen ist, ein Leben der Mühsal und Sorge, unpoetisch und reizlos. Und wenn der Dichter anschaut, wie schwächlich an Seele und Leib die Menschen um ihn her sind, wie tief gesunken an sittlicher Kraft im Vergleich zu jenen Heroen, so wird er zu der düsteren Weissagung getrieben, dass dieses Geschlecht in nicht ferner Zeit durch Gesetzlosigkeit und Selbstsucht sein eigenes Ende sich bereiten werde.

Wie aber in keiner mythischen Kosmologie ein völliges Ende des Lebens gedacht wird, sondern überall der allgemeine Tod nur ein Uebergang zu neuer Schöpfung ist, so deutet auch Hesiod durch seinen Wunsch, dass er lieber einer künftigen Zeit angehört haben würde, die Aussicht auf eine neue und bessere Ordnung der Dinge an. Diese Menschen werden untergehen, aber die Gattung wird nicht aufhören. sondern in vollkommenerer Gestalt wieder erstehen.

II. DIE INDISCHE LEHRE VON DEN VIER WELTALTERN.

Es lag nahe die Theorie von den vier Juga, welcher man in indischen Büchern auf jedem Schritt begegnet, mit den fünf Geschlechtern der Griechen oder anscheinend noch näher mit den vier Geschlechtern, die nach Metallen benannt sind, unter Beseitigung der Heroen, in Vergleichung zu stellen. So hat schon William Jones und andere nach ihm gethan. Immer traf wenigstens die Hauptsache zusammen, die Eintheilung der Menschengeschichte in grosse Perioden, deren jede ihren eigenthümlichen Charakter hat, und ein Fortschritt des Verfalls.

Aus der grossen Zahl von Stellen, in welchen von den Juga gelehrt wird, soll hier zur Probe eine ausgehoben werden, welche ihrer ganzen Art nach nicht blos zu den älteren, sondern auch zu den sinnvolleren Darstellungen gehört. Sie steht im dritten Buch des Mahâbhârata V. 11234 folgg. und lautet:

1. „Krita, mein Lieber, ist das Alter, wo das Recht ununterbrochen ist: Thun *(Krita)*, nicht Thunsollen ist in dieser Zeit, im trefflichsten Alter. Die Bestimmungen des Rechts sind in Kraft, die Geschöpfe vergehen nicht; desshalb ist in der Folge das Krita-Alter als das vorzüglichste anerkannt worden. Götter, Dânava, Gandharva, Jakscha, Râkschasa und Schlangenwesen gab es im Krita nicht *), mein Lieber, auch nicht Kauf und Verkauf. Man wusste nichts von den im Sâman, Rik und Jadschus beschriebenen Werken und nichts vom Manu-Gesetz **): einzig im Hinblick auf den Er-

*) D. h. es gab keine übermenschliche und dämonische Wesen, ausser dem einen Gott Vischnu. Es redet hier ein vischnuitischer Monotheist.

**) D. h. es gab keine verschiedene Glaubensurkunden und Religionsvorschriften mit den daran sich knüpfenden religiösen Spaltungen, auch kein Gesetzbuch über Recht und Sitte.

folg übte man das Recht und die Entsagung (Askese). Zur Zeit dieses Alters gab es keine Krankheit, noch Abnahme der Sinne; nicht Unwillen, nicht Jammer, nicht Ueberhebung, nicht Abneigung; nicht Streit, nicht Erschöpfung, nicht Feindschaft oder Bosheit, nicht Furcht, nicht Schmerz, nicht Neid und Eifersucht. Darum war das höchste Brahman das höchste Ziel der Weisen und die Seele aller Wesen Nârâjana *) war licht. Die Brâhmana, Kshatrija, Vaiçja und Çûdra, nach ihren Eigenthümlichkeiten zwar unterschieden, lebten im Krita-Alter zusammen, ein jeder seine Geschäfte ruhig treibend. Man hatte nur ein Streben, eine Sitte, eine Weise des Denkens; denn damals erfüllten die Kasten ihre Pflichten durch ein und dasselbe Thun. Einem Gott stets anhängend, mit demselben Gebet und heiligen Dienst unter verschiedenen Bräuchen, doch nach einem Veda sich richtend und einer Vorschrift nachlebend erreichen sie durch Erfüllung der nach den Zeiten unterschiedenen Obliegenheiten (des Brahmanen) in den vier Lebensabschnitten, und indem sie gleichgültig sind gegen die Gegenstände des Begehrens, das höchste Ziel.

Dieses auf die Erkenntniss des Allgeistes begründete und dadurch (von anderen Formen) unterschiedene Recht war im Krita-Alter in vier Viertheilen und für die Gesammtheit der vier Kasten durchaus gültig vorhanden. Dieses Krita-Alter ist frei von der Dreiheit der Qualitäten.

2. Höre nun auch die Trêtâ! In diesem Alter tritt das Opferwesen ein; das Recht nimmt um ein Viertel ab, und der Unvergängliche (Vischnu) wird roth; die Menschen des heiligen Dienstes und des Rechts sich befleissigend stehen in der Qualität des Guten. Nun kommen Opfer auf und Sitten und mancherlei Gebräuche, in der Trêtâ, Affecte und Bestrebungen, welche die Früchte der heiligen Werke und Almosen suchen. Busse und Almosen

*) Vischnu.

übend lassen sie nicht vom Recht; die Männer des Trêtâ-Alters hielten an ihrer Pflicht und befleissigten sich der Werke.

3. Im Dvâpara-Alter ist das Recht um zwei Theile (d. h. zwei Viertel) kleiner *); Vischnu wird gelb und der Veda viertheilig. Die einen haben vier Veda, die anderen drei, wieder andere zwei, einen Veda oder gar keine heiligen Lieder. Wenn so die Lehrbücher gespalten sind, wird auch die heilige Handlung in mancherlei Weise geführt. Die Menschenwelt auf Busse und Almosen haltend hat die Qualität der Leidenschaft. Weil man den einen Veda nicht kannte, machte man viele; der Wesenheit verlustig blieb man bei der (relativen) Wahrheit stehen. Die von der Wesenheit (vom guten Princip) abgefallenen wurden von mancherlei Krankheiten heimgesucht; von Begierden und unheilvollen Geschicken, von welchen verfolgt die Menschenkinder heftige Pein leiden. Andere nach Erfüllung von Wünschen oder nach dem Besitz des Himmels strebend bringen Opfer dar. So gehen im Dvâpara-Alter die Geschöpfe zu Grund aus Mangel an Recht.

4. Im Kali-Alter, o Sohn der Kuntî steht das Recht nur noch auf einem Viertel; in diesem Alter der finsteren Qualität ist der Gelockte (Vischnu) schwarz (Krischna). Die Ordnungen des Veda hören auf, ebenso das Recht und die Opferhandlungen. Plagen, Krankheiten, Erschlaffung, Zorn und andere Fehler, Unglücksfälle, Sorgen, Hunger und Furcht sind im Schwang. — Wenn die Weltalter im Kreislauf wiederkehren, kehrt auch das Recht wieder, und mit der Wiederkehr des Rechts kommt auch die Menschenwelt wieder. Mit dem Aufhören der Menschenwelt hören auch die Affecte auf, welche jene bewegen; die beim Verfall der Alter sich bildenden Sitten verändern auch die Bestrebungen."

---

*) Es ist zu lesen *dribhâgona:*.

Das Wort, mit welchem die vier Zeitabschnitte benannt werden, *juga*, ist kein anderes als das griechische ζυγόν und lateinische *jugum*, ist wie diese die gewöhnliche Bezeichnung für Joch und geht auf die Wurzel *jug'* (*jungo* u. s. w.) zurück. Ebenso aber kann es allgemeiner die Verbindung mehrerer, verbundene Reihe oder Kette (so vielleicht in der Stelle Rv. 1, 115, 2) bezeichnen, wie ζυγόν von den aufgestellten Reihen der Soldaten gebraucht wird, und im besonderen eine zusammengehörige Reihe von Jahren (Periode, Cyclus), Zeitraum, namentlich einen längeren Zeitraum, Zeitalter. Am häufigsten finden wir im Veda das Wort in diesem Sinn verbunden mit dem Adjectiv *mânusha* für die menschlichen Zeiträume, Menschenalter; selten nur bezeichnet es einen bestimmten Zeitraum, wie etwa die Zeit von zehen Jahren, wenn im Rigveda 1, 158, 6 von einem Mann gesagt wird, dass er alt geworden im zehenten Juga gestanden habe. Hier ist wegen dieser Verbindung an eine Periode von fünf Jahren, zu deren Bezeichnung *juga* in astronomischen Büchern dient, nicht zu denken.

Hieraus erhellt, dass das Wort als Bezeichnung der vier Perioden nichts anderes als überhaupt Zeitraum, Alter bedeutet, ganz wie das lateinische *aetas*, also abweicht vom griechischen Mythus, der nicht von Altern redet, sondern von Geschlechtern, den Unterschied der fünf Abschnitte also nicht in die Zeiten, sondern in die Menschen setzt, keine Continuität der Entwicklung, sondern eine Mehrzahl von Anfängen aufstellt.

Ueber das Alter der Lehre von den vier Juga ist schon von A. Weber in den indischen Studien 1, 87. 284 folgg. Vorlesungen über indische Literaturgeschichte 109. 221 gehandelt, aber nicht so bestimmt, als es hätte geschehen können, ausgesprochen worden, dass dieses System in der vedischen Literatur nicht gefunden wird. Die Stelle in der Vâg'asaneji Sanhitâ 30, 18

kann ja nicht anders als von den Würfeln verstanden werden, und ebenso natürlich auch die entsprechende Erwähnung im Taittirîja Brâhmana und der Taittirîja Sanhitâ 4, 3, 3, 1 folgg.; und es wäre gar nicht unmöglich, dass auch in dem Verse, welcher im Aitareja Brâhmana 7, 15 in die Geschichte des Rohita eingeflochten ist, nicht die Reihenfolge der vier Alter, sondern die der vier Würfel, von welchen jene den Namen tragen, nach ihrem verschiedenen Werth zur Vergleichung diente. Die Wendung, welche dem Vers in dem späteren Manu 9, 301 folg. gegeben ist, kann wenigstens nicht dagegen entscheiden. Ueberhaupt aber dürfen wir, auch wenn wir jene Stelle als die früheste Erwähnung der vier Juga gelten lassen, gerade für die in diese Erzählung eingeschobenen Verse, von welchen mehrere mit Stellen des Manugesetzes zusammentreffen, schwerlich ein hohes Alter in Anspruch nehmen.

Von Wichtigkeit dagegen wäre es, wenn eine Hindeutung auf die Juga schon in den Liedern des Rigveda, wenn auch erst in dem mit späten Elementen gemischten zehenten Buch sich wahrnehmen liesse. Dort liest man: *jâ oshadhi: pûrvâ g'âtâ devebhjas trijugam purâ* 10, 97, 1, was Durgadâsa zu Nirukta 9, 28 allerdings deutet: die Kräuter, die zuerst vor den Göttern entstanden sind, früher als die drei Alter (nämlich als die Alter Kali, Dvâpara und Trêta, also im Krita). Indessen diese Erklärung ist unhaltbar und das Nirukta selbst hat dazu keinen Anlass gegeben. Das Çatapatha Brâhmana VII, 2, 4, 26 erklärt die drei Zeiten von Jahreszeiten, was durchaus gegen den Begriff des Wortes ist, aber insofern immerhin etwas zu bedeuten hat, als man daraus vermuthen kann, das Brâhmana habe die Juga nicht gekannt, weil ausserdem die Gelegenheit schwerlich versäumt worden wäre dieselben hier hereinzubringen; denn die Verfasser der Brâhmana pflegen nur nach Allegorien und Beziehungen zu haschen und dabei

über Grammatik und Lexikon erhaben zu sein. Die erwähnte Stelle des Rigveda aber ist zu erklären: die Kräuter (d. h. die gesammte Pflanzenwelt), welche in der Vorzeit entstanden, um drei Zeiträume vor den Göttern. Es ist also hier in ganz unbestimmter Weise die Voraussetzung verschiedener Schöpfungsepochen und es wird angenommen, dass die Pflanzenwelt lange vor den Göttern, wofür in runder Zahl drei Zeiträume gesetzt werden, wie etwa *tria secula* gesagt werden könnte, in das Dasein getreten sei.

Es ist also festzuhalten, dass nicht nur in den vedischen Liedern und Sprüchen, sondern sogar in der ungleich späteren Literatur der Brâhmana, so weit wir dieselbe kennen — jene zweifelhafte Erwähnung im Aitareja Brâhmana ausgenommen — die Theorie von den vier Altern noch unbekannt ist; sehr spärliche Beziehungen darauf findet man in einzelnen Upanishaden und in den liturgischen Büchern, welche man kurzweg als die Sûtra bezeichnen kann. Dagegen tritt dieselbe in voller Ausdehnung auf im Manugesetzbuch, im Mahâbhârata und Râmâjana und in der ganzen späteren wissenschaftlichen und Purâna-Literatur. Sie gehört erst der Periode der ausgebildeten brahmanischen Kosmologie, oder wie man dieses, alle Höhen und Tiefen der Welt und Zeit in seinen Kreis ziehende und schematisirende System nennen mag, wirklich an. Dieser Umstand allein würde genügen, um die Vermuthung eines ursprünglichen Zusammenhangs zwischen der indischen Theorie und dem griechischen Mythus zu beseitigen.

Ausserdem aber stimmen beide auch sachlich nicht zusammen.

Die vier Alter heissen, von oben nach unten folgend. das Krita, die Trêtâ, der Dvâpara (später das Dv.) und der Kali. Diese Namen sind, was man freilich erst in neuester Zeit aus vedischen Büchern gelernt hat und worüber unser Sanskritwörterbuch im einzelnen Rechenschaft gibt,

sämmtlich dem Würfelspiel entnommen, welches in dem Leben der alten Inder eine ebenso grosse und verderbliche Rolle hat, als nach des Tacitus Schilderung bei den Germanen. Sie bezeichnen die einzelnen Würfel, welche unter sich nicht gleich waren, sondern jeder eine verschiedene Zahl von Augen trugen, und deren es nach der ältesten Einrichtung des Spiels vier waren, wie man aus Rv. 1, 41, 9 ersieht. Ganz genaues lässt sich nicht sagen, da bis jetzt keine Beschreibung des Würfelspiels in seiner alten Form aufgestossen ist; diess ist indessen kaum nothwendig, denn das Verhältniss der Namen ist vollkommen verständlich. Sie entsprechen, wie der zweite und dritte Name, die aus den Zahlwörtern für drei und zwei gebildet sind, deutlich zeigen, in der Hauptsache den Ausdrücken *quatrio*, *trio*, *binio*, *unio* (Isidor Etymol. 18, 65) oder: Quater, Drei, Daus, Es.

Das scheinen sonderbare Benennungen für Weltalter zu sein, sie passen aber ganz zu der Sache; denn sie drücken die Proportion 4:3:2:1 aus, und so wird das Verhältniss der Alter in Beziehung auf ihren sittlichen Gehalt gedacht: im Krita ist das Recht oder das Gute (*dharma*) vollständig oder in vier Vierteln lebendig, in jeder der drei folgenden Zeiten schwindet ein Viertel. Das ist der Grundgedanke der ganzen Theorie, ein trockenes Zahlenverhältniss, weit entfernt von der Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit eines Mythus, wie wir ihn bei den Griechen finden. Um diesen Gedanken auszudrücken lag es ganz nahe jene Würfelnamen zu wählen.

Dieses Zahlenverhältniss ist erklärlich aus dem Hauptsatz, dass die Entwicklung der Menschheit in der Zeit ein Herabsinken durch Stufen von ursprünglicher Vollkommenheit sei. Aber woher kommt die Vierzahl selbst? A. Weber hat im Anschluss an M. Müller vermuthet, dass der Ursprung der Juga — d. h. wohl der Vierzahl derselben — in der Beobachtung der vier Mondphasen zu suchen sei. Ind. Studien 1, 283. Den schlagendsten

Einwurf dagegen hat er selbst angeführt, aber nicht hoch genug angeschlagen, dass nämlich diese vier Mondphasen nicht vom Guten ausgehend in das Böse stufenweise hinüberleiten, vom Licht zum Dunkel, sondern dass sie in Gutem und Bösem wechseln. Sie seien aber diejenigen vier Abschnitte, die sich am ersten für das menschliche Auge kenntlich machen, um als Prototype für Zeitabschnitte, welche der menschliche Geist sich bilde, gelten zu können.

Dem menschlichen Auge sich darbietende Mondphasen sind aber meines Erachtens nur zwei Neumond und Vollmond, und diese beiden geniessen auch im indischen Ritual und heiligen Kalender alle erdenklichen Ehren; die beiden anderen, das erste und letzte Viertel sind lediglich mathematische Theilungen der natürlichen Hälften, die im indischen System so gut als anderswo bekannt, aber ohne alle besondere Bedeutung sind. Nimmt man dazu noch das erwähnte widerstrebende Verhältniss, dass der Mondwechsel nicht herabsteigt, sondern auf und ab oder ab und aufsteigt, so wird man das unvollkommene Gleichniss gern aufgeben.

Wir bedürfen aber eines solchen Gleichnisses gar nicht. Die Theilung in Viertel ist ja nach der Halbierung die nächste und einfachste; sie ist, wenn man noch beweisen soll, dass die Inder eben so leicht und gern halbierten als andere Leute, gerade hier so geläufig, dass das Sanskrit statt Viertel gewöhnlich den volksthümlichen Ausdruck *pâda*, d. h. Fuss (von den Vierfüsslern hergenommen) gebraucht; sogar in medicinischen Recepten, und so wird namentlich das Viertel, um welches die Weltalter abnehmen, immer mit diesem Wort bezeichnet, woraus sogar die Absurdität mancher Darstellungen hervorgieng, das abnehmende Recht *(dharma)* in der Form eines Thiers zu denken, das ein Bein um das andere verliert, demnach in der gegenwärtigen schlimmen Zeit des Kali auf dem übrigen einen Bein

mühselig sich aufrecht hält! Wir können uns also, wie mir scheint, dabei begnügen, dass die Vierzahl der Juga das Ergebniss einer zweimaligen Halbierung, d. h. eine naheliegende, willkürlich gewählte Zahl ist.

Der Einfachheit des Zahlengerüstes entspricht die Einförmigkeit in der Schilderung der einzelnen Alter. Das Krita ist die Zeit der Vollkommenheit, der Kali die Zeit des Verderbens und Leidens; worin Vollkommenheit und Verderben bestand, das mochte jeder Autor nach seiner Weise schildern und die Stufen, die dazwischen liegen, ausfüllen wie es ihm beliebte oder zu dem System passte, welchem er anhieng. In dem oben aufgeführten Abschnitt aus dem dritten Buch des Mahâbhârata ist das Hauptgewicht auf die Formen des religiösen Lebens gelegt. Während das erste Alter die Zeit des unmittelbaren Rechtthuns, der Einheit und Einigkeit ist, erscheinen im zweiten Alter die Bemühungen um die Früchte der Werke, die künstliche Ausbildung des heiligen Dienstes. Der Dvâpara bringt schon die Spaltung der heiligen Urkunden und heiligen Werke; die volle Wahrheit ist verloren; Unruhe und Leidenschaft treibt die Menschen, und auch das äusserliche Wohlbefinden ist dahin. Im Kali aber gilt Veda und Cultus nichts mehr, der Mensch ist unfromm und die Beute von Sorgen und Plagen. Gleichzeitig ist die aus den philosophischen Systemen hergenommene Lehre von den drei Qualitäten *(guna)* auf die drei letzten Alter angewandt.

Bei Manu 1, 83 ist die Zahlenproportion auf das Alter der Menschen ausgedehnt: sie leben im ersten Alter 400 Jahre, im zweiten 300 und so fort. Jedes Alter habe seine eigenthümlichen Tugenden, Krita die Askese (in dem höchsten Sinn, wornach dieselbe die einzige durchgreifende Läuterung von Seele und Leib ist), Trêtâ die Erkenntniss (höherer Wahrheiten), Dvâpara das Opfer und Kali nur noch das Almosen. Das ist das Rangverhältniss der Tugenden oder Vollkommenheiten, welches die Philosophie aufstellt.

Die Schilderung im Harivança V. 11304 folgg. sieht den Grund der Vortrefflichkeit des ersten Alters vorzugsweise darin, dass ein jeder an seiner Stelle nach der Ordnung des Kastenstaates seine Pflicht thut, und den Grund des Verfalls in der Uebertretung dieser Ordnungen.

Aehnlich wird man allenthalben die Auffassung des Besonderen, je nach dem Charakter der einzelnen Schriften oder nach zufälligen Einflüssen wechseln sehen. Feststehend ist also nur das Dogma und der äussere Rahmen, und es fehlt das mythologische Element, das anschauliche fertige Bild. Wir haben also nicht einen Mythus vor uns, sondern eine Theorie, welche im Zusammenhang mit den übrigen religiösen und historischen Speculationen, auf denen das nachvedische brahmanische System ruht, sich gebildet hat. Eine nähere Zeitbestimmung hierüber zu geben soll hier nicht versucht werden, aber das wenigstens muss erwähnt werden, dass die Annahme, Megasthenes der Gesandte des Seleucus an den König Sandrokyptos habe in Indien das auf die Chronologie angewandte Jugasystem vorgefunden, bis jetzt nur auf einer künstlichen Auslegung des lückenhaften Berichts bei Arrian, Indica 9, 9 beruht. Womit ich aber nicht in Abrede ziehen will, dass damals dieses System bestanden haben könne.

Der erste Schritt zu einer Einführung der Theorie von den Weltaltern in die Chronologie, mit welcher dieselbe in ihren Ursprüngen nichts zu schaffen hatte, wurde dadurch gethan, dass man die Proportion 4:3:2:1, die wir oben auf einem ganz anderen Gebiete gefunden haben, auf die Zeitdauer der einzelnen Alter anwandte und dem Krita 4000, der Trêtâ 3000, dem Dvâpara 2000, dem Kali 1000 Jahre gab, zusammen also für den ganzen Weltumlauf die Summe von 10000 Jahren fand. Möglich ist es, dass schon von Anfang an für jedes Alter auch eine einleitende und abschliessende Periode, eine Morgen- und eine Abenddämmerung, wie man dieselbe nannte,

nach derselben Proportion berechnet wurde, nämlich je von so vielen hundert Jahren, als das Alter selbst tausende zählte; so dass z. B. dem Krita 400 + 4000 + 400 Jahre gegeben wurden, und die ganze Summe sich auf 12000 Jahre erhöhte. So lange konnte man sich die Dauer der gegenwärtigen Schöpfung etwa denken.

Man ist aber in der Folge, zur Zeit der Purana-Literatur namentlich, dabei nicht stehen geblieben; die Zahlen waren für die kühner gewordene indische Einbildungskraft viel zu geringfügig. Man sagte daher jene Jahre seien Götterjahre, die sich zu den Jahren der Menschen verhalten, wie ein menschliches Jahr zu einem menschlichen Tag; man vervielfältigte also die obigen Zahlen mit 360, und berechnete somit die Weltdauer auf die ungeheure Zahl von 4,320,200 Sonnenjahren *). Das ist das chronologische System, welches seit Jahrhunderten in Indien angenommen ist.

Jedermann sieht, dass es sich hier nicht von einer wirklichen Chronologie, d. h. von einer auf Messung der Zeiten beruhenden Rechnung handelt, welche in Indien zu finden, wo es keine Geschichte gibt, wir billig erstaunen müssten, sondern von der Anwendung eines auf ganz anderem Gebiet entstandenen Zahlensystems auf eine Geschichte, die diesen Namen kaum verdient. Diese Anwendung wurde so gemacht, dass man den Anfang des letzten noch dauernden Alters feststellte. Innerhalb dieses Raumes sind wirklich geschichtliche Rechnungen wenigstens möglich; was aber weiter hinauf reicht, ist nothwendig fabelhaft. Und wenn dennoch an manchen Stellen namentlich des Mahâbhârata von einzelnen Männern oder Ereignissen

*) Die näheren Ausführungen darüber sind überall zu finden, wo über indische Zeitrechnung gehandelt wird, neuestens im Journal of the American Oriental Society VI, 152 folgg. Die weitere Fortspinnung des Fadens zu Manvantara und Kalpa zu verfolgen ist hier kein Anlass.



gesagt wird, dass sie in die Trêta oder den Dvâpara u. s. w. fallen, so ist das nicht als eine chronologische Bestimmung, sondern nur als eine allgemeine Einordnung in das System der Weltalter anzusehen. Die älteren Autoren wenigstens beabsichtigten damit nicht eine Zeitmessung, sondern eine Andeutung über den Charakter der Zeit, welcher ihre Helden angehören.

Als das Ergebniss einer näheren Untersuchung und Vergleichung dessen, was in Griechenland und was in Indien über Weltalter gelehrt worden ist, stellen sich also folgende Hauptpunkte heraus:

1. Gemeinsam ist beiden Seiten die Grundanschauung, dass die Menschheit in ihren Ursprüngen gut, die Urzeit eine Zeit der Vollkommenheit und göttlichen Friedens war; ebenso die Kehrseite dazu: das gegenwärtige Geschlecht ist verderbt und dem Untergang nah. Sein Ende ist aber nicht das Ende der Gattung; eine bessere Schöpfung folgt. Die indische Theorie spinnt das einförmig so weiter, dass sie eine Wiederholung derselben Alter annimmt und eine Reihe von grossen Weltperioden, Kalpa, sich folgen lässt. Der griechische Mythus schweigt weise über das, was auf die Erneurung folgen wird. Jene Grundanschauung ist ein gemeinsam indogermanisches Gut, findet sich aber auch bei Völkern anderen Stammes. Sie beruht auf dem Glauben, dass die göttliche Schöpfung gut ist.

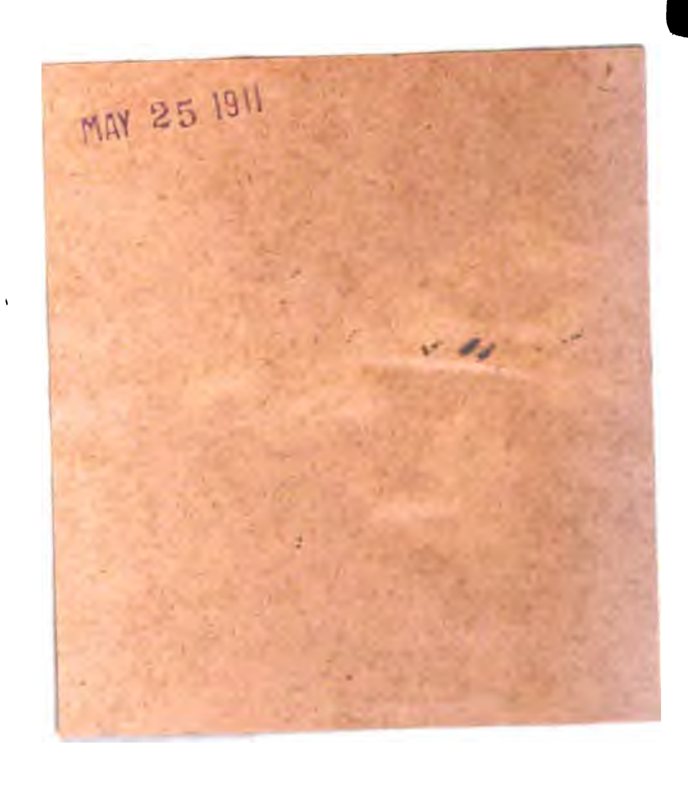
2. Durchaus verschieden ist die Ausführung. Die indische Lehre setzt eine durch Stufen regelmässig fortschreitende Verschlechterung der Menschheit; die Zwischenstufen ermangeln aller eigenthümlichen Bestimmtheit, sind nur Uebergänge. Der griechische Mythus dagegen hat keinen einfachen

Stufengang, sondern einen Wechsel der Geschlechter, absteigend und aufsteigend, welcher im besonderen bestimmt wird durch die eingewobenen mythologischen und historischen Vorstellungen.

3. Während in Griechenland die Lehre von den fünf Geschlechtern in der Form des Mythus auftritt, sind die indischen Juga ein blosses Fachwerk und ein philosophisch-historischer Lehrsatz geblieben.

4. Der Zeit nach ist die Jugalehre, so weit Zeugnisse darüber vorliegen, jünger nicht blos als jener griechische Mythus überhaupt, sondern selbst jünger als Hesiod.

5. Ein geschichtlicher Zusammenhang zwischen beiden, so nämlich, dass die Lehre von Weltaltern, wozu nothwendig bestimmte Formen und Zahlen gehören, den gemeinsamen Stammvätern der Inder und Griechen angehört hätte, ist also durchaus unerweislich. Gemeinsam ist nur, was oben als die religiöse Grundanschauung bezeichnet wurde; aus dieser ist hier die Lehre von den Geschlechtern, dort die von den Juga selbständig herausgebildet.


MAY 25 1911

